Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 17

Artikel: Gerda Reichwein : ein Frauenschicksal : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670156

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXIII. Jahrgang. Zürich, 1. Juni 1930. Heft 17

Frohe Pfingstbotschaft.

Nach langem, langem Winterschweigen
Willkommen, heller Frühlingsklang!
Nun rührt der Saft sich in den Zweigen
Und in der Seele der Gesang;
Es wandelt unter Blütenbäumen
Die Hoffnung übers grüne Feld,
Ein wundersames Zukunftsträumen
Fließt wie ein Segen durch die Welt!

So wirf denn ab, was mit Beschwerden,
O Seele, dich gefesselt hielt;
Du sollst noch wie der Vogel werden,
Der mit der Schwing' im Blauen spielt.
Der aus den kahlen Dornenhecken
Die roten Rosen blühend schafft,
Er kann und will auch dich erwecken
Aus tiefem Leid zu junger Kraft!

Und sind noch dunkel deine Pfade,
Und drückt dich schwer die eigne Schuld,
O glaube, größer ist die Gnade
Und unergründlich ist die Huld!
Laß nur zu deines Herzens Toren
Der Pfingsten vollen Segen ein,
Getrost, und du wirst neugeboren
Aus Geist und Feuerflammen sein!

Emanuel Geibel.

Gerda Reichwein.

Ein Frauenschicksal. — Roman von Ernst Eschmann.

17. Kapitel.

Schon eine gute Weile wohnten die jungen Leute in ihrer neuen Villa. Sie hatten sich hübsch eingerichtet, und mit der Zeit hatte jedes Stück sein Plätzchen bekommen.

Aber Sigmund konnte seines Heimes nicht froh werden. Im Geschäft folgten Aufregungen über Aufregungen. Der Bau der Fabrik hatte sich verzögert. Ein Streik der Maurer, der schon seit Wochen andauerte, war schuld daran, daß man sich mit dem Gedanken abfinden mußte, erst im Frühjahr die Maschinen in Betrieb zu setzen. Kostbare Zeit ging verloren.

Sigmund kam selten mehr über den Mittag nach Hause. Wenn er nach zwölf Uhr sein Bureau verließ, fuhr er hinaus auf den Baugrund, auf dem oft hitzige Kämpfe ausgefochten wurden. Arbeitswillige Kräfte wurden mit

Schimpfen und Drohungen von ungemütlichen Scharfmachern und Heißspornen von den Mauern heruntergeholt. Die Polizei schritt ein. Verhaftungen wurden vorgenommen. Einmal wurde Sigmund in ein wüstes Handgemenge verwickelt. Mit einem zerrissenen Rock und ein paar blutigen Hieben kam er davon.

Gerda schwebte in großen Ängsten. Den ganzen Tag war sie von Unruhe gequält. Es wurde ihr erst leichter, wenn sie Sigmund im Wagen daherkommen sah. Und wenn er bei ihr in der Stube stand, war nicht viel mit ihm anzufangen. Kaum war das Nachtessen vorbei, und Gerda freute sich auf ein kurzweiliges Plauderstündchen, ging er hinüber ins Bureau und zeigte sich oft bis nach Mitternacht nicht mehr. Sie hatte inzwischen gewartet und gewartet. Sie horchte, sie lauschte. Es rührte sich nichts. Einmal — es rückte schon auf elf — ging sie auf den Zehenspitzen hinaus in den Gang. Sie getraute sich nicht, ihren Mann zu stören. Aber die Neugier trieb sie zu schauen, was er so dringlich zu tun hatte. Sie guckte durchs Schlüsselloch und hielt den Atem an. Jetzt erschrak sie erst recht. Sigmund arbeitete ja gar nicht. Er saß am Pult, stützte den Kopf in die Rechte und brütete vor sich hin. Er sah zum Erbarmen aus. Nein, so durfte es nicht weiter gehen. Beherzt trat sie ein und sagte, es sei höchste Zeit, Feierabend zu machen.

Da schnellte er in die Höhe und schaute sie vorwurfsvoll an. „Laß mich! Geh' zu Bett, ich komme auch bald!"

O, sie kannte dieses Bald. Schon bis ein, zwei Uhr hatte er's ausgehalten. Was sollte sie tun? Er ließ sich ja nichts sagen. Auf alle Weise suchte sie ihn von seinen Grübeleien abzulenken. „Du, ich hab' immer geglaubt, du wolltest einmal mit den Burgundern Hausräuke feiern."

„Die können warten. Jetzt gibt's nichts draus."

Es mußte eine schwere Störung eingetreten sein, die seine Pläne kreuzte. Aber Gerda brachte nichts aus ihm heraus. Sie hatte schweigen gelernt. Es kostete ihr manches Opfer. Sie begann an sich selber zu zweifeln. Durfte man ihr nichts Ernsthaftes anvertrauen? War sie nicht wert, an seinen Fragen Anteil zu nehmen? Sie hatte immer geglaubt, daß in der Ehe das eine die Lasten des andern mittrug. Und man hatte keine Geheimnisse voreinander. Ein Groll stieg in ihr auf. Eine Verzweiflung erfaßte sie. Als er einmal nach zwei Uhr nachts in die Schlafkammer trat und wortlos sich niederlegte, weinte sie laut heraus.

Die Tränen Gerdas schienen ihm keinen Eindruck zu machen. Mürrisch legte er sich nieder und blieb stumm bis in den frühen Morgen hinein.

Wie ein Donnerschlag überfiel die Villa Aurora die Nachricht: Letzte Nacht hatte ein zweiter Schlaganfall Vater Reichwein getroffen, und er erlag ihm.

Die Marei hatte in größter Aufregung telephoniert. Gerda war so vom Schrecken mitgenommen, daß sie wie angewurzelt im Gange stehen blieb und sich fragen mußte: was war geschehen? Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte sie: nun stand sie allein. Wen hatte sie noch, dem sie das Herz ausschütten konnte, wenn ihr schwer war? Der Tod der Mutter hatte sie schon einsam gemacht. Jetzt war auch der Vater von ihr gegangen.

An Sigmund hatte sie in den letzten Wochen keine Stütze gehabt. Er ging seine eigenen Wege und hatte seinen eigenen Kummer.

Die Tränen begannen zu fließen. Sie weinte laut und erfüllte das Haus mit ihrem großen Schmerze.

Da öffnete sich über ihr eine Türe. Franzel kam im Hemdlein die Treppe herunter und schaute seine Mutter verwundert an. Noch nie hatte er sie weinen sehen. Er ging zu ihr hin und schmiegte sich eng an sie. Da hob sie ihn auf die Arme und streichelte ihn. „Du bist noch der einzige, der mir geblieben ist," sagte sie schluchzend, „und das Ruthli. Aber Büblein, was denkst auch, so in den kalten Gang zu kommen. Geh schnell wieder hinauf und ziehe dich an." Sie setzte den Franzel wieder auf den Boden und rief Lisa.

Das Mädchen trat aus der Küche. Gerda faßte sich und ordnete für heute das Nötigste an. Sie wisse nicht, wann sie wieder zurückkomme.

Sigmund war fürs Geschäft gerüstet.

„Du fährst doch mit mir in die Reblaube hinüber?"

„Ich habe dringend in der Stadt zu tun."

„Das fragt sich jetzt noch, wo man dich dringender braucht!" Gerda war aufgeregt.

„Ich muß doch schnell hinunter, um das Eiligste in Ordnung zu bringen."

„So geh' ich allein, zu Fuß."

„Ich bin dann bald in der Reblaube."

Sigmund fuhr davon.

Gerda suchte im Kasten nach ihrem schwarzen Gewand. Wie sie es in die Hand nahm, überfiel sie eine abgrundtiefe Trostlosigkeit. Dann ging sie zu Franzel und kleidete ihn an. Er schien noch immer verwundert zu sein. „Mutti!"

„Was willst?"

„Nit brieggen."

Der gute, liebe Kerl hatte leicht reden. Was wußte er vom Leben, was wußte er vom Tode! Aber es tat ihr wohl, das Bübchen um sich zu haben. Das war Trost, das war Mut, das war neue Hoffnung. Sie trat an Ruthlis Bettchen. Es schlief noch ruhig und rührte sich kaum.

Der arme Großvater! Nun konnte er keine Freude mehr haben an ihren Kleinen, und mit dem Franzel hatte er so gerne gespielt, und wenn Ruthli laufen konnte, wollte er sich auch seiner annehmen. Just das letzte Mal noch, da Gerda in der Reblaube war, hatte sie dem Vater versprechen müssen, recht oft ihn mit den Kindern zu besuchen.

Als Franzel sah, daß die Mutter das Haus verließ, sprang er ihr nach. „Auch mit!"

„Nein, Schatzeli, heut mußt du daheim bleiben. Ich komme bald wieder."

Das hörte er nicht gerne. Er verzog sein Mäulchen und wollte zu weinen anfangen.

Lisa brachte ihm den großen, zottigen Bär, auf den er sich setzen konnte. Hoch aufgerichtet ritt er durch den Gang und lachte schon wieder: „Hü, hü! Bärli hüp!"

Gerda hatte gehofft, draußen im Garten noch irgend etwas Grünes zu finden, das sie dem Vater von daheim bringen konnte. Aber der rauhe Winterwind hatte längst mitgenommen, was noch vor kurzer Zeit etwas Leben in die Beete gebracht hatte. So zog sie mit leeren Händen von dannen und kehrte bei einem Gärtner ein, der oben am Berge ein schönes Treibhaus unterhielt. Sie ließ sich einen Strauß Nelken geben und beeilte sich, in die Reblaube zu kommen.

Es herrschte ein unfreundliches, trübes Wetter. Der Himmel war bedeckt. Die Mauer der grauen Wolken schien undurchdringlich zu sein. Von der Höhe fegte ein bissiger Wind. In wilden Stößen fuhr er in die Kronen der Bäume, daß die entblätterten Äste pfiffen. Ein Schnee lag in der Luft. Eine ungemütliche Zeit stand bevor.

Eine ungemütliche Zeit! Gerda fühlte es in ihrem Innersten, sie mußte stark sein und sich wehren, wenn sie diesem Sturme gewachsen sein wollte. Sie verlangsamte die Schritte. Sie faßte Pläne und Entschlüsse und wappnete sich gegen eine unsichere Zukunft. Wie es um Sigmund stand, wußte sie nicht. Das war die große Enttäuschung, mit der sie in den letzten Wochen rang. Er hatte keine Zeit mehr für sie. Er verschloß sich ihr, und wenn sie sich aufraffte und einmal allen Kummer begrub und ihm erzählte, was den Tag über an kleinen, häuslichen Ereignissen sich zugetragen, hörte er kaum auf sie, warf ein erzwungenes Ja dazwischen, um nur etwas zu sagen, und dabei weilten seine Gedanken tausend Meilen von ihr.

Jetzt war sie im Begriff, den Menschen zur ewigen Ruhe zu betten, der ihr die letzte, starke Stütze gewesen!

Marei war froh, daß sie nicht mehr allein war. Es dauerte auch nicht lange, traf Sigmund ein. Und Doktor Oberholzer meldete sich an. So wie der Tote dalag, war zu vermuten, daß er ein sanftes Ende gehabt hatte.

Marei berichtete: Gestern Abend war Herr Reichwein noch guten Mutes gewesen. Er fürchtete sich nicht einmal vor dem Winter und hoffte, im Frühling dann seine ganze frühere Beweglichkeit wieder zurückzugewinnen. Er erzählte vom Franzel. Einen hohen Haufen Musterbücher vom Geschäfte hatte sie vom Estrich herunterholen müssen. Nun konnte er Bilder anschauen und durfte Seiten herausreißen nach Herzenslust. Und Ruthli war dabei und erhielt auch sein Buch.

Überhaupt, die Kinder mußten von Zeit zu Zeit zu ihm in die Ferien kommen, hatte er sich so schön ausgemalt, wenn der Vater fort war. Gerda weilte wieder einmal für ein paar Tage in der Reblaube, und sie wollten die schöne Zeit genießen. Lisa gehörte natürlich auch dazu. „So malte er sich die nächsten Monate aus," und Mareis Stimme umschleierte sich mehr und mehr. „Wir wünschten einander gute Nacht, und heute Morgen, wie ich Herrn Reichwein das Frühstück bringen wollte, fiel mir auf, daß er den Kopf nicht nach mir umwandte. Wie ich ganz nahe zu ihm trat, sah ich gleich, was geschehen war."

„Ein schönes Sterben," schluchzte Gerda.

Es waren genug Leute da, alles Notwendige zu veranlassen. Sigmund fuhr in die Stadt und

nahm Doktor Oberholzer gleich mit. Marei rührte sich, so viel in ihren Kräften lag.

Auch sie hatte viel verloren. Ein gut Teil ihres Lebens hatte sie im Dienste der Reichwein'schen Familie gestanden. Ganz unmerklich war sie in sie hineingewachsen. Sie durfte mitreden und galt im Hause viel. Besonders, seit die Mutter zu kränkeln angefangen hatte. Mehr und mehr fiel die Last der Haushaltung auf sie. Mit einem heimlichen Stolze waltete sie ihres Amtes, und es erfüllte sie mit beglükkender Genugtuung, wenn der Herr des Hauses ihr von Zeit zu Zeit ein lautes und wohlwollendes Wort der Anerkennung gespendet hatte. „Was würden wir machen, wenn wir die Marei nicht hätten."

Dann ging sie mit neuer Lust dahinter, und wenn ihr einmal etwas wider den Strich lief, schluckte sie den Ärger hinunter und machte keine große Sache daraus. Jetzt war sie von einer schweren Frage erfüllt. Was fing sie nur an mit ihren fünfzig Jahren? Es war nicht leicht, sich in neue Verhältnisse hineinzuarbeiten. Und ob sie es wieder traf wie in der Reblaube, war unsicher.

Einmal, als die Rede auf ihre künftige Lage kam, warf Gerda dazwischen: „Weißt du was, Marei, du kommst zu uns in die Aurora hinüber. Im neuen Haus haben wir Arbeit genug."

Sigmund stand dabei. Er schien mit dem Vorschlag seiner Frau nicht einverstanden zu sein. Er rümpfte die Stirne und meinte: „Und wenn sich's auch nicht so schicken sollte, es werden sich schon Mittel und Wege finden."

Marei fuhr ein Stich durchs Herz. Sie fühlte, daß sie von Seite des Doktors nicht willkommen war. Sie war freilich eine altväterische Erscheinung und mochte nicht recht zum vornehmen Stile des Vonbühl'schen Hauswesens passen. Da und dort begann sich auch ein Gebrechen zu melden, aber es schmerzte sie tief, erfahren zu müssen, daß sie auf einmal zu viel war, sie, die in den letzten Jahren die rechte Hand ihres Herrn gewesen.

Gerda beruhigte sie. Das letzte Wort war ja noch nicht gesprochen.

Der Tod Reichweins erregte in der ganzen Geschäftswelt der Stadt Aufsehen. Man hatte ihn ringsum als einen tüchtigen, aufstrebenden und erfolgreichen Kaufmann schätzen gelernt. Er hatte die Gerwe auf die Höhe gebracht, und die Zeitungen wiesen auf seine bodenständige Zähe, die unentwegte Ausdauer und auf seine unerschütterliche Zuverlässigkeit in allen seinen Unternehmungen hin, die den Ruf des großen Weißwarenhauses in die weitesten Kreise trugen. Und in der Tat, die weitesten Kreise nahmen am Hinschiede des freundlichen und allzeit gefälligen Herrn, der sie oft selber bediente und ausgezeichnet beriet, regen Anteil. Man fragte sich besorgt: wer kommt nun hernach?

Reichwein ließ ein schönes Vermögen zurück. Mit kluger, aber keineswegs knauseriger Sparsamkeit hatte er es Jahr für Jahr gemehrt. Sigmund war erstaunt, als er zum ersten Mal Einblick bekam in die Verhältnisse. Wie Irrlichter schwirrten ihm die Zahlen durch den Kopf, und er gab sich Mühe, Gerda in ihrer schweren Zeit ein naher Freund und Tröster zu sein.

Reichwein hatte auch ein Testament aufgesetzt. Als ein Mensch, der stets auf das Wohl der Allgemeinheit bedacht war, hatte er etlichen gemeinnützigen Bestrebungen beträchtliche Summen zugesprochen, und er hatte auch die gute und treue Marei nicht leer ausgehen lassen. Er bestimmte eine Summe, die ihr gestattete, irgendwo sich in eine bescheidene Häuslichkeit zurückzuziehen. Es war keine Gabe, um übermütig zu werden. Aber Marei war trotzdem, als sie von der gütigen Zuwendung des Verstorbenen hörte, so gerührt, daß sie lange kein Wort des Dankes und der Überraschung fand. Vater Reichwein hatte Marei noch ein weiteres getan. Er bot ihr an, im Einvernehmen mit Gerda aus den Zimmern der Reblaube sich einiges Mobiliar nach ihren Wünschen auszuwählen, daß sie sich einen Schlafraum und ein Stübchen einrichten konnte. Da rollten ihr die Tränen über die Wangen, und Gerda hatte Arbeit genug, mit ihr das Passende auszulesen. Vor lauter Rücksichten getraute sich Marei nicht, die Hand auf dieses oder jenes Stück zu legen, das ihr lieb gewesen wäre. So ging Frau Vonbühl voran und trug eine heimelige Aussteuer zusammen, die der alten Magd als überheblicher Luxus erschien. Was hätte Gerda mit diesen Stücken anfangen sollen? In der Villa Aurora war kein Platz mehr, und wenn noch da und dort sich Gelegenheit geboten hätte, etwas unterzubringen, war Sigmund nicht einverstanden damit. „Was willst du mit diesem alten, unzeitigen Gerümpel in unserm neuen Haus!"

Es fiel Gerda nicht leicht, die ganze, keines-

wegs schäbige Aussteuer der Reblaube preiszugeben. Liebe Erinnerungen hingen mit jedem Stuhl, mit jedem Tische zusammen; ein jedes Stück hatte seine eigene Geschichte. Das eine erzählte ihr von der Mutter, das andere vom Vater, und fast alle führten sie in ihre unvergeßliche Jugendzeit zurück, die mit doppelter Gewalt just in diesen Tagen in ihr wieder aufstieg.

besuchte die Eltern oft, wenn auch der Winter eingezogen war und Schnee die unwirtlichen Totenhügel deckte.

Es war, als ob auf dem Heimgang des Vaters ein Segen geruht hätte. Gerda fühlte sich oft wohl unsäglich einsam. Aber Sigmund hatte eine schlimme Zeit überwunden. Er wurde wieder zugänglicher und widmete sich mehr als je der Familie. Die stillen Winterabende hatten

Auf der Margereten-Wiese.

Aber so weit waren sie jetzt noch nicht. Sigmund hatte im Sinne, die Reblaube zu verkaufen. Es brauchte jedoch nichts überstürzt zu werden. Mit der Zeit fanden sich gewiß Liebhaber für sie, vielleicht sogar einer, der gerne den Sitz in Bausch und Bogen übernahm, mit allem, was darin hing und stand. Marei hatte sich bereit erklärt, vorläufig noch ein paar Monate in ihrem wohlvertrauten Heim auszuharren. Der Frühling mochte dann die entscheidenden Änderungen bringen.

Nun lag Vater Reichwein auf dem stillen Friedhof neben der Mutter. Er hatte lange nicht mehr an ihr Grab gehen können. Jetzt war er gleich für immer gekommen, und Gerda

etwas Heimeliges. Und wenn seit langem die Musik verstummt war, jetzt lebte sie wieder auf, und Gerda fühlte sich zu Zeiten wie neugeboren.

Franzel gedieh, und auch das niedliche Ruthli machte schöne Fortschritte unter der Obhut der Mutter. Sie war nicht gesonnen, je länger je weniger, die Pflege der Kinder in eine fremde Hand zu legen. Jetzt erwachten sie, die Knospen sprangen auf, und wer Augen und Sinn und Herz besaß für jenes wundervolle Werden der kleinen Seelen, war jeden Tag beglückt von der Entfaltung dieser helläugigen Wesen, die einen Wald von Geheimnissen darstellten.

Franzel kam noch immer gesprungen, wenn die Mutter spielte. Und da er mit seinen Stum-

penbeinchen schon überall hin kletterte, wo etwas herumstand, erprobte er seine Kraft und seine Künste auch am Klavierstuhl. Einmal, als die Mutter vom offenen Flügel hinweggerufen worden war und in der Küche Lisa Auskunft geben mußte, drangen unverhofft seltsame Töne an ihr Ohr. Es waren wilde und ungeordnete Disharmonien, die in einem gleichmäßigen Rhythmus aus dem Musikzimmer kamen. Gerda erschrak und beeilte sich, nachzuschauen, was da im Werke war. Als sie unter der Türe stand, wurde sie von einem ungewohnten, köstlichen Bilde gefesselt. Sie hätte laut herauslachen mögen. Aber da sie ihren Franzel nicht stören wollte, beherrschte sie sich und weidete sich am köstlichen Bilde, das sich vor ihr entrollte. Der kleine Knirps hatte sich auf den Stuhl gesetzt. Er saß viel zu niedrig, um mit seinen kurzen Ärmchen die schwarzen und weißen Tasten recht zu erreichen. Und doch hämmerte er unverdrossen und unermüdlich drauflos. Er mußte es der Mutter abgeguckt haben, wie sie es machte. Oft schnellte er seine Fingerlein gewandt und elegant in die Höhe und ließ sie einen Augenblick schweben, daß die Töne ausklingen konnten. Dann fuhr er wieder mit einem festen Rucke hinunter und blickte unverwandt nach dem Notenheft, das er aufgeschlagen. Er hatte just eine Sonate eines guten, alten Italieners erwischt und tat, als spiele er wie ein gewiegter Könner vom Blatt.

Schade, daß der Vater ihn nicht beobachtete! Er würde in hellen Jubel ausgebrochen sein.

Jetzt setzte Franzel mit beiden Händchen einen geräuschvollen Schlußpunkt, Ruthli schlug seine Fäustchen zusammen. Jetzt erst machte sich die Mutter bemerkbar. Sie trat neben den Franzel, der ganz erschrocken war.

„Was machst auch du?" lachte sie.

„Spielen!"

Wenn's auch ein wüstes Durcheinander gewesen, es hatte ihr doch wie ein verheißungsvolles Läuten geklungen. Er mußte Freude an der Musik haben, und wenn sie ihm treu blieb, wurde gar ein gefeierter Klaviermeister aus ihm, ein zweiter Waldmüller! Sie lachte für sich und hob den kleinen Knirps vom Stuhle herunter. „Da hinauf darfst du aber nicht mehr, wenn ich fort bin. Du könntest ja fallen!" warnte sie ihn. Sie schloß den Flügel und schob ihm den zottigen Bär zu: „Da mach einen Ritt durch die Stube, und wenn du brav bist, erzähl ich dir mittags eine schöne Geschichte."

Geschichten hatte Franzel fürs Leben gern. Mit einer tiefen Andacht hörte er zu und hing mit großen Augen an den Lippen der Mutter. Er lachte, er fürchtete sich, er weinte, er erlebte die Schicksale all der Tiere und Zwerge und Blumen mit, und er nahm einen solchen Anteil am Auf und Nieder des Glücks dieser verzauberten Welt, als ob es ihn selber anginge. Die Mutter, die eine gute Erzählerin war und oft die drolligsten Ereignisse aus dem blauen Himmel herunter holte und vorweg mit lustigen Fäden zusammenspann, richtete es gerne so ein, daß ein heiteres Ende die Geschichte krönte und all die Wolken, die im Verlaufe der bunten Geschehnisse aufgestiegen, sich verteilten. Die Sonne blieb Meister. Franzel lachte und hätte gerne noch länger zugehört.

„Und dann, und dann?"

„Das wollen wir morgen sehen," vertröstete ihn die Mutter.

So vergingen die Tage wie der Wind, und der Frühling war da, eh sie's gedacht.

Er trug Sonne die Fülle in die Aurora. Aber Gerda konnte sie nicht mit vollen Zügen genießen. Ja, wenn der schlimme Herbst ihr nicht so plötzlich den Vater geraubt hätte. Kein Tag verging, da sie nicht aufs neue sich des Verlustes bewußt wurde. Je üppiger der Garten sich entwickelte, um so schöner malte sie sich aus, wie der Vater jetzt herüber käme und mit den Kindern auf dem weichen Rasen oder im grünen Häuschen spielte. Er hätte sich bei diesen warmen Zeiten ganz gewiß so weit erholt, daß er nicht immer an sein Heim gefesselt war.

Auch Franzel mußte wohl manchmal an ihn denken. Als einmal die Gartentüre ging und ein ältlicher, immerhin noch rüstiger Mann von guter Statur sich dem Hause näherte, brach das Bübchen in einen freudigen Ruf aus: Opapa!

Gerdas Augen wurden feucht. Sie zog den Franzel an sich und herzte und küßte ihn.

Sigmund war von einer ungewöhnlichen Betriebsamkeit. Er schien in eine Zone des Lebens geraten zu sein, die ihm alles gelingen ließ, was er in die Hände nahm. Er war nun ein wohlhabender Mann, ja ein reicher Mann und im Besitze eines Vermögens, das ihm treffliche Dienste tat. Gerda hatte sich nie viel um Geldsachen gekümmert, und da Sigmund schon von Berufs wegen tagtäglich mit großen Summen rechnete und dafür sorgte, sie möglichst wirtschaftlich zu verwerten, überließ sie ihm gerne die Verwaltung des väterlichen Vermögens.

Sie war auch einverstanden, daß ein schöner Betrag dazu diente, die großen Lasten zu mindern, die sie durch den Bau der Aurora auf sich geladen. Im übrigen begnügte sie sich damit, gelegentlich zu hören, wie die Dinge standen, und sie freute sich am meisten, daß Sigmund wieder einmal sich aus dem Ärgsten herausgearbeitet hatte und mehr als je Lust verspürte, sich seiner Familie zu widmen.

Freilich, auch jetzt blieben ihm nicht viele Stunden dafür. Die Fabrik war im Begriffe, fertig zu werden. Die Maschinen wurden montiert. Man ging daran, sich nach Arbeitern umzusehen, die dem jungen Unternehmen einen guten Erfolg verbürgten. Sigmund befand sich wieder oft auf Reisen. Er knüpfte persönlich Verbindungen an mit seiner künftigen Kundschaft. Später schickte er seine Leute von Stadt zu Stadt, von Fabrik zu Fabrik. Denn der Brennstoff, den er fabrizierte, war in der Hauptsache für Großbetriebe bestimmt.

Und neuerdings war eine andere Angelegenheit in den Vordergrund getreten. Auch Gerda nahm regen Anteil an ihr. Es hatten sich auf ein Angebot in verschiedenen Zeitungen ein paar Käufer gemeldet, denen die Reblaube gefiel. Sigmund verlangte einen schönen Preis. Aber fast noch mehr als dieser schreckte sie die große Anzahlung ab, die er zur Bedingung machte.

„Warum tust du das?" fragte ihn Gerda.

„Das Geld muß arbeiten," sagte er. „Ich kann mich nicht mit diesen fünf Prozentlein begnügen, die einem so eine Schlafkappe auf den Tisch legt. Wenn ich den Erlös an der Titangesellschaft oder in der Fabrik, die ihre eigene Rechnung führt, teilnehmen lasse, springen ganz andere Gewinne heraus. Solche Gelegenheiten dürfen von einem klugen Kaufmann nicht verscherzt werden."

In Gerda meldete sich ein Aber ums andere.

„Ich meine, die erhöhte Sicherheit ist auch etwas wert."

„Wer sagt denn, ich begebe mich aufs Glatteis?" Sigmund faßte seine Frau scharf ins Auge, seine Worte hatten etwas Ungemütliches, fast Drohendes.

Nun getraute sich Gerda keine Silbe mehr einzuwenden. „Du mußt es ja wissen," bemerkte sie.

„Hast du die Perle ganz vergessen und wie du zu ihr gekommen bist?"

„Du hast einen Schick gemacht."

„Und solche liegen noch viele in der Luft. Man muß nur die Nase haben dafür."

Seitdem war von solchen Dingen selten mehr die Rede. Sigmund wußte mit der Reblaube einen guten Kaufpreis zu erzielen. Auch was die hohe Anzahlung betraf, einigte er sich mit dem Käufer und setzte vertraglich fest, daß innerhalb weniger Jahre der Rest des noch stehengebliebenen Geldes ihm zufiel. Den neuen Besitzer drückte diese Bedingung nicht schwer. Er kam mit einer kleinen Familie aus den indischen Tropen und hatte dort mit Tee und Kautschuk sich ein stattliches Vermögen erworben.

Der Verkauf ihrer elterlichen Besitzung ging Gerda nun doch schneller vor sich, als ihr lieb war. So lange sie die alte Marei in der Reblaube wußte, hatte sie gerne ein freies Stündchen benutzt, mit den Kindern hinüber zu spazieren und dort ein Weilchen einzukehren. Nun bröckelte auch dieses ab, und der letzte Zusammenhang mit dem Hause, in dem sie groß geworden, war für immer zerrissen.

Auch die alte Magd war erstaunt, als es unverhofft galt, den Platz in der Reblaube zu räumen. Sie suchte sich in der Stadt, in einem bescheidenen Quartier, eine Zwei-Zimmer-Wohnung und nahm als Aussteuer mit, was ihr aus dem Reichwein'schen Haushalt zugefallen war. Der Abschied von der luftigen Höhe des Berges machte ihr zu schaffen. Aber noch größer war die Angst, ob sie in diesem unruhigen Taubenschlag, in dem sie sich mit mehr Widerwillen als Freude notgedrungen eingenistet, je heimisch würde. In der Reblaube hatte ihr niemand in ihre Angelegenheiten geredet, und man war zufrieden, wenn sie mit ihren täglichen Pflichten fertig wurde. Sie hatte auch stets gewußt, mit wem sie's zu tun hatte. Unten aber in der etwas verlotterten und engen Wohnkaserne schnüffelte man ihr nach, und die Frauen und Basen und Mägde und Klatschmäuler neben, über und unter ihr ließen ihr keine Ruhe, bis sie über ihr Tun und Lassen vom ersten bis zum letzten Tage aufs eingehendste unterrichtet waren. Es nützte nichts, daß sie sich geflissentlich von ihnen zurückzog. Sie drängten sich unter allen möglichen Vorwänden herbei und fielen in ihr gemütliches Stübchen ein, auf dem noch der Glanz eines soliden Wohlstandes lag.

Sie lebte einfach und kam mit wenig aus. Schon immer hatte sie nicht unbesonnen nur einen Fünfer ausgegeben. Jetzt wendete sie

ihn noch einmal in der Hand, ehe sie ihn ausgab. Unter ihren Hausgenossinnen aber galt sie bald als heimliche Rentnerin, die in einem versteckten Winkel namhafte Schätze beherbergte.

Auf die Dauer behagte es ihr nicht, so untätig und nur zu ihrem eigenen Zwecke ein eintöniges Dasein zu fristen. Sie freute sich ihrer noch beträchtlichen Rüstigkeit und hatte das Gefühl, einem angenehmen Nachsömmerchen entgegen zu gehen. Aus ihrem angeborenen Triebe heraus, immer eine Arbeit unter den Fingern zu haben, sah sie sich nach einer neuen, nicht allzu strengen Beschäftigung um. Es dauerte nicht lange, hatte sie ein paar Kundenhäuser ausfindig gemacht, in denen sie zu gewissen Tagen und Stunden in der Woche ankehrte, um Böden zu blochen, ein Festessen zu bereiten oder auch bei der Wäsche mitzuhelfen. Man sah sie immer gerne und freute sich auf die gute Marei, da sie verschwiegen und emsig ihr Werk verrichtete und wie die Heinzelmännchen ihren Platz verließ, sobald sie ihres Amtes gewaltet hatte. Für Neuerungen war sie freilich kaum mehr zu haben, und wenn ihr zugemutet wurde, sich eine ungewohnte Idee zunutze zu machen, bog sie aus und stützte sich auf ihre alte Erfahrung: in der Reblaube haben wir es so gemacht. Sie sagte: wir, zum Zeichen, daß sie stets im Einverständnis mit ihrer Herrschaft gewirkt hatte, und daß sie nicht selten in häuslichen Dingen den Ton hatte angeben dürfen. Die Reblaube füllte ihr ganzes Leben aus, alle ihre Erinnerungen waren mit ihr verknüpft, und sie betrachtete es als ihre Ehrenpflicht, von Zeit zu Zeit mit einem bescheidenen Strauß die Reichwein'schen Gräber zu besuchen, ein Weilchen bei ihnen zu stehen und dankbar aller Guttaten zu gedenken, die ihr die wohlmeinenden Leute zu ihren Lebzeiten und noch im Tode erwiesen.

Es war ihr auch ein Bedürfnis, hin und wieder die Villa Aurora aufzusuchen. Es tat ihr wohl, in ihrem Taubenschlag davon zu reden, aus einem harmlosen Anflug von Eitelkeit heraus. Sie hatte Tage, da sie glaubte, die Leute lächelten über sie. So benutzte sie jede Gelegenheit, ihr Ansehen bei ihrer Umgebung wieder ins Gleichgewicht zu bringen, und sie freute sich, daß es ihren Hausgenossen Eindruck machte, wenn sie sich so guter und vornehmer Beziehungen rühmen konnte.

Keine größere Festlichkeit aber gab es für sie, als wenn Gerda sie einmal allein oder mit ihren Kindern besuchte. Dann mochten die Leute im obern und untern Stock ihre Köpfe strecken. Sie bewillkommte mit lauten Worten ihre Gäste und ließ sie nicht so bald wieder fort.

Frau Vonbühl empfand von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, von ihren Eltern zu reden. Sie hatte Heimweh nach ihnen. Neulich war sie wieder an der Reblaube vorüber gegangen. Sie stand vor dem Portale still und guckte in den Garten. Ein Hund bellte laut und rannte wie toll innerhalb des Gitters auf und ab. Als ob er immer hier zu Hause gewesen wäre, gebärdete er sich, und Gerda schnitten diese unfreundlichen Töne tief ins Herz. Ein fremdes Gesicht guckte aus dem Fenster, eine unbekannte Stimme tönte an ihr Ohr; als ob sie irgendwo in der Fremde wäre, mutete sie alles an, und doch stand sie vor ihrem Vaterhaus. Es war ihr, ihr Herz schreie hinein, aber kein Echo kam zurück. Der liebe, gute Franzel rief in seiner ahnungslosen Verkennung der gänzlich umgewandelten Verhältnisse: Opapa!

Gerda wandte sich ab und zog mit feuchten Augen des Weges. Sie fühlte, sie war in eine neue Phase ihres Lebens getreten, und man mußte keine Blumen pflücken wollen auf einem Grunde, auf dem für sie nur noch Nesselstauden emporschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Venedig.

Von Venedigs Türmen braust das Echo.
Eh'rne Klänge wogen auf den dunkeln
Ewigweisen Wassern der Lagunen.
Und der Nachen schaukelt auf und nieder.
Auf und nieder steigen still die Fluten,
Singen ein uralles Lied vom Werden,
Vom Vergehn, so wie sie es erfahren
Durch die Stadt, in ihrer Zeiten Wandel.
Auf und nieder, wie des Lebens Pulse.
Und von Ferne grüßt ein stilles Eiland.
Güt'ges Schweigen breiten die Zypressen
Auf die Friedhofinsel San Michele.
Wissend, traumumfangen neigen sachte,
Wie vom Hauche ahnungsvoll gebogen,
Ihre Wipfel sich zur Erde nieder.

Elsa Deus.